Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 8 (1928-1929)
Heft: 5-6

Artikel: Rätoromanischer Selbständigkeitswille
Autor: Raetus
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-156739

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sätze auch auf das öffentliche, gesellschaftliche und staatliche Leben angewandt wissen will. In diesem Sinne ist Katholizismus so wenig bloße Privatsache, als der Liberalismus und der Sozialismus keine bloße Privatsache sind, nicht sein können, wollen sie nicht ihres Einflusses in der Öffentlichkeit, im Staats- und Gesellschaftsleben verlustig gehen. Politischer Katholizismus ist also einfach die Übereinstimmung des politischen Denkens und Handelns mit den katholischen Glaubensüberzeugungen. Das ist nicht Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken, sondern einfach Zusammenklang der persönlichen Glaubensüberzeugungen mit den Zwecken des öffentlichen Lebens.

Literatur.

Dr. Peter Tischleder: Die Staatslehre Leos XIII. 538 S. M.-Gladbach. Volksvereins-Verlag. Mit Quellen- und weiteren ausführlichen Literaturangaben.

Dr. Karl Böckenhoff, Dr. Albert M. Koeniger: Katholische Kirche und moderner Staat. 208 S. Köln. Verlag J. P. Bachem.

Karl Neundörfer: Zwischen Kirche und Welt. 170 S. Frankfurt a. M. Verlag der Carolusdruckerei.

Carl Schmitt: Römischer Katholizismus und politische Form. 80 S. Hellerau. Verlag Jakob Hegner.

Fr. W. Foerster: Autorität und Freiheit. München. Kösel'sche Verlagshandlung.

Rätoromanischer Selbständigkeitswille.

Von **Ractus.**

Es wurde seinerzeit auch in Graubünden mit Interesse davon Kenntnis genommen, daß der Urner Landammann Lusser an den Bundesrat das Begehren stellte, gegen die landesverräterische Arbeit des im Tessin erscheinenden Blattes „Adula" einzuschreiten. Dieses Preßorgan treibt seit Jahren eine irredentistische Hetze gegen die Schweiz. Es hat sogar Italien zur Eroberung des Tessins aufgefordert, denn dieses von Italien „vergessene Land" müsse aus der „Knechtschaft der Barbaren erlöst" werden! Diese Stilprobe mag zur Kennzeichnung der systematischen Minierarbeit der „Adula" genügen. Der Zweck seiner Schreibübungen ist durchsichtig genug, ja derart provokatorisch, daß man sich nur wundern muß, wie solchem Treiben auf Schweizerboden nicht schon lange Halt geboten wurde. Solch unseliger Schreiberhand müßte schonungslos auf die Finger geklopft werden. Im eigenen Hause sollten wir Schweizer doch Meister sein. Oder wollen wir an verhängnisvollem Langmut die einstige österreichische Regierung überbieten? Deren fabelhafte Vogel-Strauß-Politik gegenüber dem italienischen Irredentismus sollte für uns ein warnendes Beispiel sein.

Daß der italienische Irredentismus seit einer längeren Reihe von Jahren auch auf die Schweiz sein Auge geworfen, ist mehr als offenes Geheimnis. Der Handatlas der Geographie für die unteren Schulen

Italiens vom Jahre 1912 ist ein Beweis für die schon damals herrschenden Tendenzen. Dieses notabene offizielle Lehrmittel rubriziert den Kanton Tessin und Teile von Graubünden unter der Aufschrift „Italienischer Boden unter fremder Herrschaft". Ebendort ist schwarz auf weiß auch von den „italienischen Besitzungen in der Schweiz" die Rede! (Vergl. Dr. J. Ruchti, „Die Geschichte der Schweiz während des Weltkrieges", S. 5 ff.)

Schon seit Dezennien macht sich in irredentistischen Kreisen Italiens ein reges Interesse für das Rätoromanische bemerkbar, ja, man möchte sich sogar als dessen Retter vor dem Untergang aufspielen. Die Absicht ist unverkennbar. Die Aspirationen dieser Leute gehen nicht nur auf das italienische Schweizergebiet, sondern auch auf romanisch Bünden. Nach dieser Richtung liegen nicht erst von heute bezeichnende Kundgebungen vor, Kundgebungen, die kritische Aufmerksamkeit fordern.

Ettore Tolomei, der eifrige irredentistische Agent in Tirol, machte sofort nach Kriegsschluß den Vorschlag, Italien möchte das bündnerladinische Münstertal gegen die italienischen Bergtäler Livigno und Lei zwecks Abrundung des eroberten Gebietes in Tirol von der Schweiz erhandeln. Allfällig gegen das österreichische Vorarlberg! Die italienische Regierung war bereits mit bezüglichen „Vorstudien" bedient worden. Wie bei den Ladinern Tirols vor dem Krieg, schlug man gegenüber den Bündnerromanen die Taktik ein: Man suchte ihre Sprache — und dies im Widerspruch selbst zu italienischen Autoritäten der Wissenschaft — zu einer italienischen Mundart zu degradieren. Für die Irredentisten ist ein vor der Welt und der Sprachwissenschaft anerkanntes Romanentum überhaupt ein Dorn im Auge.

Die Zeit, da das Bündnerland dank seiner Alpenpässe internationale politische Bedeutung besaß, ja geradezu einen Brennpunkt der europäischen Politik darstellte, ist zwar längst dahin. Bei dem erstaunlichen Interesse aber, das dem Bündnerromanischen besonders seit dem Krieg vom Ausland auch außerhalb der wissenschaftlichen Kreise entgegengebracht wird, möchte sich einem das Dichterwort aufdrängen: „Was einmal eine Zeit für sich gehabt, kann wieder eine Zeit für sich haben." Mehr Beachtung als das benachbarte, kriegsverstümmelte Österreich bringen jedoch deutsche Kreise romanisch Bünden entgegen. Die Werbungen südlicher Nachbarn und ihr auffallendes Interesse um Volk und Sprache Rätiens sind ihnen nicht entgangen. Sie sind sich dessen bewußt, daß die Beherrschung dieses Landes für die europäische Politik durchaus nicht belanglos sein könnte, aber auch, daß die tausendjährige Wache der Rätoromanen die treueste Verteidigung des rätischen Alpenwalles bedeutet. Eine Änderung des jetzigen Zustandes würde nordwärts mit Besorgnis wahrgenommen werden, weshalb südliche Anschläge auf das Rätoromanische mit wachsamem Auge verfolgt werden, mehr, als die Bündner selbst ahnen mögen. (Vergl. Heft 9 der deutschen Zeitschrift „Der Ring". Berlin 1928.) So viel ist heute sicher, daß die Zeit, da das Romanische ein wenig beachtetes Mauerblümchendasein fristete, vorbei ist. Die vermehrte Beachtung, die Bündens angestammter Sprache

heute entgegengebracht wird, ist jedoch keineswegs nur mehr wissenschaftlicher Natur.

Angesichts dieser Sachlage entbehrt die Stellungnahme der Bündnerromanen zu den Werbungen und Anschlägen von außen nicht des Interesses, zumal vom schweizerischen Gesichtspunkt aus; denn diese Stellungnahme ist durchaus nicht nur sprachlich-nationaler Natur, sie ist auch eine schweizerische Angelegenheit, und als solche von politisch-nationaler Bedeutung für die ganze Eidgenossenschaft.

Der echte Bündnerromane ist stolz auf seine angestammte Sprache wie auf seine Freiheit und schützt sie wie seinen Augapfel. Das mußten auch die beiden italienischen Professoren Salvioni und Del Vecchio erfahren, die sich schon 1912 herausgenommen hatten, zu verkünden, für das Rätoromanische werde bald das Sterbeglöcklein läuten, wenn es nicht zur italienischen Sprache seine Zuflucht nehme und sich ihr in die Arme werfe. Mehr noch als diese wenig tröstliche Verheißung und zugemutete Kapitulation schmerzte und verletzte die Rätoromanen die von italienischer Seite leichtfertig aufgestellte Hypothese, die den selbständigen Charakter ihrer altehrwürdigen Sprache verneinte. Diese haltlose Behauptung wurde nämlich bereits 1912 von Prof. Carlo Salvioni in einem „Una lingua moribonda" betitelten Artikel der Zeitschrift „Marzocco" ausgesprochen, während Prof. Del Vecchio ihn kurz darauf mit einem Artikel „Il Ladino al bivio. Le valli di morente Latinità" in gleichem Sinne sekundierte.*)

Nachdem das Rätoromanische schon lange von der Wissenschaft als eigene Sprache anerkannt worden und dies ganz besonders von einem italienischen Sprachforscher, nämlich dem genialen Ascoli (1873), war man in bündnerromanischen Kreisen über diese neue Botschaft nicht wenig erstaunt. Die gebührende Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Von kompetenter bündnerischer Seite erfolgte eine ebenso gründliche als entschieden ablehnende Stellungnahme. Die ersten romanischen Schriftsteller und Gelehrten traten zur Verteidigung der linguistischen Selbständigkeit der Rätoromanen mit wertvollen Abhandlungen in die Schranken, allen voran der ladinische Dichter Peider Lansel mit einer stattlichen Schrift: „Ni Italians ni Tudaischs!" (Weder Deutsche noch Italiener. 1913). Prof. Dr. Decurtins veröffentlichte ebenfalls vielbeachtete Artikel in der romanischen und französischen Presse (1913). Prof. Dr.

*) In der unter dem Titel „Ladinia e Italia" veröffentlichten akademischen Rede Salvionis begegnen wir dem ersten Versuch, die angebliche Italianität der bündnerisch-romanischen Sprache wissenschaftlich nachzuweisen. Immerhin möchten wir hier einen kurzen Hinweis auf die Sammlung von Dialekttexten aus Oberitalien und romanisch Bünden des italienischen Romanisten Carlo Battisti nicht unterlassen, die 1914 unter dem unzutreffenden, um nicht zu sagen irreführenden Titel „Italienische Dialekttexte" erschien. Die Verwegenheit, ausgesprochen romanische Texte ohne weiteres als italienische auszugeben, erregte in Graubünden kein geringes Befremden. Dr. Rob. Planta legte 1915 im Jahrbuch der rätoromanischen Gesellschaft in höflicher, aber bestimmter Weise Verwahrung dagegen ein.

Tuor nahm Stellung in einer gehaltvollen Abhandlung des romanischen Jahrbuchs „Ischi" („Nus Romontschs ed il Talian". 1913).

Carlo Salvioni gab sich nicht geschlagen. Im Jahre 1917 beschäftigte er sich neuerdings und in gleich tendenziöser Weise mit dem Rätoromanischen und zwar in einer Antrittsvorlesung am Istituto Lombardo di Scienze e Lettere in Mailand. Nach einleitenden Komplimenten an die Romanen führte er aus:

„Wie im sterbenden Menschen stärker als je der Lebenstrieb erwacht, so ist es auch mit dem Volke... Ein zweiter Vertrag von Verdun (der erste hatte Rätien dem deutschen Reich zugeteilt) wird Italien einen solchen politischen und moralischen Aufschwung sichern, daß er die zähesten Vorurteile, wie der Wind den Nebel, verjagen wird; denn solche bestehen selbst bei den Romanen, die auch hier deutsches Urteil und Vorurteil gläubig hinnehmen. Leider werden diese Ideen, speziell von solchen, die ein Interesse daran haben, mit dem Einwand bekämpft, sie leisteten politischen und irredentistischen Umtrieben Vorschub. Wir haben allerdings ein italienisches Interesse daran und bekennen es offen. Die Schweiz ist ein mehrsprachiger Staat. Sie rühmt sich, der Kreuzungspunkt dreier Kulturen zu sein, die sich in drei Sprachen ausdrücken. Aus ihrem Tigel soll die Kultur der Zukunft hervorgehen. Zu diesen Kulturen gehört auch die italienische. Über ihre Wirksamkeit in der Gesamtheit des helvetischen Bundes machen wir mit Rücksicht auf ihre kleine Zahl und ihre resignierte Trägheit manchen Vorbehalt. Ihre Solidarität mit den Grisonen würde nicht nur die Stoßkraft der italienischen Schweizer stärken, sondern ihnen auch jene Arbeitsamkeit und jene Zähigkeit verleihen, die aus dem Kanton Graubünden einen seine numerische Bedeutung weit überragenden Faktor im Leben der Eidgenossenschaft gemacht hat. Gehören die Ladiner zur italienischen Kultur und haben sie einmal durch ihren Anschluß die Italiener der Schweiz verjüngt und verstärkt, so wäre diese ihre Kraft eben auch italienische Kraft."

Sofort antwortete Dr. Robert von Planta in einer Schrift „Rätoromanisch und Italienisch" (1917), in welcher er sich mit der neu aufgeworfenen Frage wissenschaftlich auseinandersetzte und das schwere Gewicht seiner anerkannten sprachwissenschaftlichen Autorität für den selbständigen Sprachcharakter des Rätoromanischen einsetzte. Im gleichen Jahre schmiedete der Engadiner Philologe Prof. Dr. C. Pult in St. Gallen in einer Broschüre „Ladinia e Italia" eine scharfe Waffe der Verteidigung für seine Muttersprache. Gleichzeitig fanden die Romanen in Prof. Dr. Jacob Jud, dem angesehenen Romanisten der Zürcher Universität, und Prof. Dr. W. v. Wartburg in Aarau gewichtige Bundesgenossen in ihrem Verteidigungskampf. Prof. Dr. Jud schrieb im „Bündnerischen Monatsblatt":

„Den Bündnerromanen, die unter starken Entbehrungen und geistigen Kämpfen sich die Selbständigkeit erstreiten mußten, heute geistige und sprachliche Bevormundung anzubieten, kann nur der versuchen, der

die politische und sprachliche Geschichte der Bündnerromanen völlig verkennt."

Von Prof. Dr. W. v. Wartburg erfuhr Salvioni im Literaturblatt für germanische und romanische Philologie die verdiente Zurückweisung.

Im erscheinenden Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz haben die Professoren Dr. J. Jud und Dr. K. Jaberg ein Werk geschaffen, das aufs Neue und mit aller Evidenz und wissenschaftlichen Schlagkraft den autochthonen Charakter der romanischen Sprache dartut und somit für sie in alle Zukunft ein machtvoller Zeuge sein wird.

Diese Kontroversen haben beim romanischen Volke sehr anregend gewirkt und die Geister geweckt. Es entstand in der Folge besonders wertvolle organisatorische Arbeit, die mit der Gründung der romanischen Liga erfolgreich gekrönt wurde. Für Italien hatte der Streit mehr gelehrten Anstrich gehabt und keine großen Wellen in die Öffentlichkeit geworfen. Übrigens gedenken wir dankbar der aufrichtigen, warmen Sympathien, welche die romanische Sprache je und je in Italien genossen, sowie der wertvollen Förderung, die sie von wissenschaftlicher Seite erfahren hat. Bei der gegenwärtigen nationalen Hypertrophie Italiens stand aber zu befürchten, daß die Frage des Romanentums neu aufgegriffen und dann in die breite Öffentlichkeit getragen werde. Das geschah denn auch im vorigen Jahr, doch diesmal nicht von italienischen Professoren, sondern von Journalisten. Wie noch erinnerlich sein wird, vertrat Paul Monelli seine phantastischen Behauptungen mit ziemlich anmaßender Kühnheit im „Corriere della Sera". Nach ihm ist das Romanische nicht nur die lingua moribonda, nein; die Behörden würden in Graubünden der Verdeutschung direkten Vorschub leisten. Da das Romanische eine italienische Mundart sei, müßte die Schule im romanischen Gebiet von rechtswegen italienisch sein. Aber die Behörden fördern doch das Romanische durch finanzielle Unterstützung und gewährleisten innerhalb des Schulplans die romanische Schule? Ja, die Behörden halten an der romanischen Schule fest, doch nur, so behauptet Monelli, um so die italienische Schule fernzuhalten; sodann auch, um die romanische Bevölkerung in der Abhängigkeit zur deutschen Sprache zu erhalten, da sie mit dem Romanischen im praktischen Leben doch nichts anzufangen wisse. —

Das wegen seiner irredentistischen Artikel gegen die Schweiz bekannte Bologneser Blatt „Il Resto del Carlino" brachte, ebenfalls im vergangenen Jahr, eine aus Chur, Arosa und St. Moritz datierte Artikelreihe eines Francesco Meriano, der romanisch Bünden durchaus als italienischen Boden ansah. Die „Adula" brachte diesen Veröffentlichungen natürlich volles „Verständnis" entgegen und bezeichnete die sog. „rätische" wie auch die „tessinische" Frage als Fragen der Italianität! Wieder wurde die Fabel von der italienischen Mundart zum Besten gegeben. Zu einer eigenen Sprache werde das Romanische in tendenziöser Weise nur von den Deutschschweizern gestempelt, um es dem italienischen Einfluß zu entziehen. Namentlich auf dem Gebiete der Schule werde die Verdeutschung des romanischen Volkes im

großen Stil getrieben. Italien müsse sich daher dieses bedrohten Volkes erinnern und zum Rechten sehen.

Es ist u. a. das Verdienst der „Schweizerischen Monatshefte", auf diese gefährliche Journalistik aufmerksam gemacht zu haben. Die Schweizer Presse nahm in der Folge besonders gegen die Ausführungen Monellis entschieden Stellung. Der Ladiner Dichter Peider Lansel, Schweizer Konsul in Livorno, der schon 1913 Carlo Salvioni entgegengetreten war, veröffentlichte im „Corriere della Sera" ein entschiedenes Dementi gegen Monelli. Dieser erwies sich aber als unbelehrbar, ja er versuchte seine Behauptungen in einem weitern Artikel auch gegenüber Peider Lansel aufrecht zu erhalten. Mit Vernunftgründen und Tatsachen operiert man also hier vergebens!

Die Bündnerromanen ließen sich eine solche Behandlung durch eine ausländische Presse nicht gefallen. Die Vertreter sämtlicher romanischer Vereine nahmen in der Delegiertenversammlung des romanischen Bundes in einer Resolution mit einmütiger Entschiedenheit gegen die Degradierung des Romanischen zu einem italienischen Dialekt Stellung unter Betonung seiner Unabhängigkeit von Süd und Nord. Sie brachten auch ihren entschlossenen Willen zum Ausdruck, die rätoromanische Sprache und Kultur in ihrer Eigenart und Selbständigkeit mit allem Eifer weiter, jedoch ohne fremde Einmischung, zu hegen und zu pflegen. Dieser Resolution kommt um so größere Bedeutung zu, als die Romanen sich hier zum ersten Mal in ihrer Gesamtheit und geschlossen für ihre Sprache zur Wehr setzten. Bis jetzt war die Vertretung nach außen durch führende Persönlichkeiten, einzelne Vereine oder die Presse erfolgt. Seit der Gründung der romanischen Liga 1919, die sämtliche romanischen Vereine umfaßt, besitzen die Romanen nun auch eine Zentralorganisation, die sie in ihrer Gesamtheit nach außen vertritt.

Die Stellungnahme der romanischen Liga ließ schon dieses erste Mal an Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig. Natürlich wissen die Bündnerromanen zwischen den irredentistischen Machern und dem loyal denkenden italienischen Volke, mit welchem sie auch weiter freundschaftliche Nachbarschaft pflegen möchten, sehr wohl zu unterscheiden. Ihnen ist auch bekannt, daß die Tauschvorschläge betr. das Münstertal gerade im benachbarten Veltlin das von gewissen italienischen Kreisen gewünschte Verständnis nicht gefunden haben. Die bündnerische Antwort betr. das angeregte territoriale Tauschgeschäft hatte kurz und bündig dahin gelautet: „Die Schweiz diskutiert über irgendwelche Abtretung eidgenössischen Gebietes überhaupt nicht — es sei denn mit bewaffneter Faust." — Das Bündnervolk, das seine Freiheit und Unabhängigkeit ebenso tapfer gegen die Römer als später nach Osten und Westen verteidigt hat, ist nicht weniger willens, auch seine sprachliche und kulturelle Stellung und Eigenart nach innen und außen zu behaupten. Jede Antastung seiner nationalen Würde wird daher mit einer kräftigen moralischen Ohrfeige beantwortet. Der Bündner versteht hier keinen Spaß. In solchen Dingen gibt es bei ihm auch kein „opportunes" Stillschweigen.

Mit voller Überzeugung darf daher gesagt werden, daß ein selbstbewußtes romanisches Volk der beste Alpenwall sein wird. Daraus geht auch die hervorragend schweizerisch-nationale Bedeutung der — zwar vom Bunde nicht anerkannten — vierten Landessprache klar hervor. Die Forderung des kulturellen Lebens der Rätoromanen und die Stärkung ihres nationalen Selbstbewußtseins erweisen sich daher als eine ebenso selbstverständliche, als unabweisbare Aufgabe eidgenössischer Politik. Helvetia, tua res agitur!

Als sich die romanische Liga 1920 mit einem Beitragsgesuch an den h. Bundesrat wandte, betonte sie, daß in der Erhaltung einer bodenständigen, spezifisch schweizerischen Sprache, in der Rettung eines altehrwürdigen Volksstammes mit seiner tiefankernden Überlieferung, seinem jahrhundertealten, von Gelehrten aller Länder geschätzten Schrifttum, seiner auch heute noch unversiegten geistigen Lebenskraft, seiner ordnungsliebenden, vaterlandstreuen Gesinnung, eine der höchsten nationalen Aufgaben der schweizerischen Eidgenossenschaft liege und die unversehrte Weiterexistenz des Rätoromanentums als im allgemein schweizerischen Interesse liegend zu betrachten sei.

Die Mutter Helvetia hat in entgegenkommender Weise die nachgesuchte finanzielle Unterstützung bewilligt. Wie die Dinge aber heute liegen, drängt sich die Frage auf: Genügt die finanzielle Unterstützung? Die vorliegenden Ausführungen dürften überzeugt haben, daß die Rätoromanen nicht nur die gewährte finanzielle Unterstützung der Eidgenossenschaft brauchen, sondern auch die moralische; daß ferner die Förderung des Rätoromanentums heute nicht nur eine ideale Kulturaufgabe der Schweiz darstellt, sondern auch zur politisch-nationalen Aufgabe geworden ist. Diese Erkenntnis muß uns zu ernster Selbstbesinnung rufen. Die verschiedenen Vorhalte wegen Verdeutschung der Schule, des öffentlichen Lebens u. s. w. müssen gegenstandslos gemacht werden. Die Auseinandersetzungen über die rätische Frage könnten auf die Dauer eine zu starke gegenseitige Empfindlichkeit erzeugen und damit eine ungesunde politische Atmosphäre. Unter allen Umständen muß ein weiteres Zurückweichen der romanischen Sprachgrenze aufgehalten werden. Die romanische Liga, die ihr angeschlossenen Vereine und alle selbstbewußten, treuen Romanen in- und außerhalb des romanischen Gebietes leisten opferfreudig ihr Möglichstes für die Weitererhaltung und Pflege von Sprache und Schrifttum Alt fry Rätiens. Ihr Mühen wird aber vergeblich sein, wenn Kirche und Schule, Staat und Familie mit dem gesamten Volk nicht ihren ganzen Einfluß solidarisch zur Unterstützung dieser Bestrebungen einsetzen. Neben der durch das moderne Erwerbsleben gebotenen vermehrten Berücksichtigung der Fremdsprache muß um so intensiver die Pflege der eigenen Muttersprache einhergehen. Die romanischen Gemeinden dürfen sich ihrer Pflicht nicht entziehen, darüber zu wachen, daß die angestammte romanische Sprache nie und nirgends innerhalb ihrer Einflußsphäre leichtfertig preisgegeben werde. Insbesondere aber auf der Kanzel muß sie ihr alther-

gebrachtes Recht behaupten, ebenso im Religionsunterricht wie überhaupt im religiösen Leben der Gemeinde. In gefährdeten Pfarreien sollte deshalb die Seelsorge nur Geistlichen anvertraut werden, welche die Sprache von Hause aus oder dann auf Grund eines gründlichen Unterrichts vollständig beherrschen. Etwas anderes wäre unverantwortlich. Den Bündnerromanen, die die unerhörte Vergewaltigung ihrer Sprach- und Stammesgenossen in Tirol so entschieden verurteilen, sollte nicht mit Recht entgegengehalten werden können, sie würden die eigene Muttersprache widerstandslos dem Untergang preisgeben. —

Auch die romanischen Ortsnamen müssen in Zukunft gebührend zur Geltung gebracht werden können und Berücksichtigung finden. Unsere amtliche Landkarte ist nach dieser Richtung sehr abhilfebedürftig. Daß im romanischen Land die Ortsnamen im amtlichen Verkehr nur in der Form der offiziellen drei Landessprachen zugelassen werden, während der ursprüngliche romanische Name, wenn von jener abweichend, keine Berücksichtigung findet, ist für ein freies Volk eine kleinliche Unverständlichkeit, die nicht rasch genug beseitigt werden kann. Was vergangene Zeiten nach dieser Richtung durch Nachlässigkeit versündigt haben, darf auf keinen Fall dauerndes Recht schaffen. Die Ortsnamenfrage ist, wenn wir dem romanischen Land seinen ursprünglichen Charakter lassen und wahren wollen, wesentlich wichtiger als die Stimmzettelfrage. Die Kaserne, Post 2c. sind wieder Kapitel für sich, auf die wir hier raumeshalber nicht eintreten können.

Vom bewußten Romanen müßte es sodann als eine Schmach empfunden werden, wenn dem romanischen Volk vom Ausland mit Recht mangelnder Drang zur Selbstbehauptung oder mangelnder nationaler Idealismus zum Vorwurf gemacht werden könnte. Bedenklicher wäre es aber allerdings, wenn unverteidigtes Zurückweichen der romanischen Positionen dadurch zu einer Landesgefahr würde, daß es dem Ausland willkommenen Anlaß zur Beunruhigung und in der Folge zu unerfreulichen Presseeinmischungen gäbe. Da muß schon gesagt werden, daß es nicht mehr nur um das ideale Gut einer alten, klangvollen und originellen Sprache geht, sondern daß in diesem Falle ein wichtiges vaterländisches Interesse auf dem Spiele steht. Soll nun die Wahrnehmung und Verteidigung dieses hohen Landesinteresses auch inskünftig nur auf den Schultern des kleinen romanischen Volkes lasten?

Ernstes Gebot der Stunde ist es angesichts der zur internationalen Bedeutung herangewachsenen romanischen Frage jedenfalls, daß Bündner und Eidgenossen der Sprache Benedikt Fontanas gegenüber ihre vaterländische Pflicht voll und ganz erfüllen. Wir erwerben dadurch auch vor dem Ausland Sympathien und Achtung. Für irredentistische Begehrlichkeiten wird dann auch jeder selbst nur scheinbar begründete Vorwand genommen sein.

* * *

Im Jahre 1803 schloß sich der Stand Graubünden der Eidgenossenschaft an. Damit war aber nur die politische, nicht auch die kulturelle Angliederung an die Schweiz vollzogen, wenigstens nicht für romanisch Bünden, das kulturell auf sich selbst angewiesen blieb. Wohl fand die rätoromanische Sprache je und je das wissenschaftliche Interesse schweizerischer Gelehrter, die verfassungsmäßige Anerkennung aber blieb ihr auch im neuen Bundesstaate versagt.

Es ist klar, daß ein solches Aufsichselbstangewiesensein eines kleinen Volkes auf die Dauer eine mißliche geistige Isolierung zur Folge haben muß. Es liegt somit in der Natur der Sache, daß die Bündnerromanen in ihrer geistigen Betätigung auch über die Grenzen ihres eng gewordenen Gebietes hinausblicken müssen. Der erste Blick gehört natürlich der Schweiz. Hier fanden aber romanische Sprache und Literatur über die wissenschaftlichen Kreise hinaus lange kaum mehr als das bloße Interesse eines Kuriosums. Gonzague de Reynold war wohl einer der ersten, die sich des vergessenen Gebietes der geistigen Geographie der Schweiz erinnerten. In seinem 1923 erschienenen Buche „La Suisse une et diverse" widmete er der „Suisse rhétoromane" ein eigenes, umfangreiches Kapitel. Damit hatten die Rätoromanen auf geistig-kulturellem Gebiet eine autoritative Anerkennung seitens der Schweiz erfahren. Das Eis war nun gebrochen. Heute geht keine bedeutende publizistische Erscheinung, die sich mit dem schweizerischen Geistes- und Kulturleben befaßt, an der rätoromanischen Schweiz achtlos vorüber. So behandelt auch Dr. J. Ruchti, der Verfasser der neuerschienenen „Geschichte der Schweiz während des Weltkrieges", die Bündnerromanen ebenfalls als völlig gleichberechtigte schweizerische Nationalität. Zu weit würde es hier führen, die dem Romanischen von Literaten wie P. Maurus Carnot (Im Lande der Rätoromanen), Gian Bundi (Engadiner Nelken, eine Sammlung rätoromanischer Lyrik), Robert Faesi (Anthologia Helvetica) u. a. zuteil gewordene sehr verdienstliche Berücksichtigung gebührend anzuführen. Dadurch begannen die Bündnerromanen aus der bisherigen Isolation herauszukommen und treten sie allmählich in die geistige Gemeinschaft der übrigen Eidgenossen ein. So sehr ihre Unabhängigkeit von den großen Kulturen einerseits als großer Vorteil gepriesen werden muß, so sehr muß anderseits auch wieder die Einverleibung in die geistige Familie der Schweiz begrüßt werden. Dies liegt nicht nur im Interesse einer ersprießlichen eigenen Weiterentwicklung des romanischen Volkes, sondern auch ihrer politischen Unabhängigkeit. Die Schweizer, ob deutscher, französischer, italienischer oder rätoromanischer Zunge, dürfen einander nicht fremd sein im eigenen Lande, sind sie doch alle in der glücklichen Lage, einander zu bereichern. Die Rätoromanen selbst reichen gerne allen Eidgenossen die Hand zu gemeinsamer Kulturarbeit. Sie tun dies ohne jede Voreingenommenheit gegenüber Deutschschweizern und Welschen beider Zungen, mit einer Unvoreingenommenheit, die wie bei keinem andern Sprachstamm der Schweiz in keiner Weise durch irgendwelche auswärtige Bande oder Beziehungen beeinträchtigt wird. Es wohnt der ältesten Sprache der Eidgenossenschaft aber

auch zu viel Selbständigkeit und Selbständigkeitswille inne zu einseitigen Orientierungen, sei es nach Süden oder nach Norden, wie Schlechtunterrichtete in letzter Zeit angenommen haben.

Ein politischer Beobachter vor 100 Jahren.

(Caspar Hirzel 1785—1823.)

Von **Friedrich Tobler.**

Das viel beachtete „Europäische Spektrum" des Grafen Hermann Keyserling weckt unwillkürlich die Erinnerung an einen Mann, der nunmehr vor gerade etwas mehr als hundert Jahren verstorben und längst der Vergessenheit verfallen, es in seiner Zeit auch unternommen hatte, ein Bild des damaligen politischen Europa zu zeichnen und der, ohne selbst in öffentlichem Beruf zu stehen, ein trefflicher Beobachter des öffentlichen Lebens seiner Zeit war. Es ist dies der Zürcher Caspar Hirzel, 1785 geboren als Sohn des Heinrich Hirzel, der Landschreiber zu Weiningen, aber daneben ein nicht unbegabter Maler und geistig höchst beweglicher Mann war. Seine Mutter, eine Meyer von Knonau, die zweite Frau seines Vaters, die dieser nach dem Tode seiner ersten, einer geborenen Hirzel, geheiratet hatte. Aus den zwei Ehen Heinrich Hirzels stammte ein großer Kinderkreis, darunter aus der ersten Salomon Hirzel, der eine achtbare militärische Laufbahn durchmachte, und Heinrich, der bekannte Chorherr, Professor und Schriftsteller (Verfasser von „Eugenias Briefe"), auch eine Schwester Ursula, die den Pfarrer Caspar Tobler, zuletzt in Stäfa, heiratete. Unter den echten Geschwistern unseres Caspar Hirzel war wiederum ein Militär und zwei Schwestern; Maria, die erst einen Meyer von Knonau und in zweiter Ehe einen Rahn zum Manne nahm, sowie Anna, die den bekannten Schriftsteller David Heß ehelichte. Von all diesen und weiteren Stiefgeschwistern und Geschwistern war Caspar der jüngste, dennoch aber in engem Zusammenhang mit all den erwähnten Häusern, von den älteren Stiefgeschwistern, vor allem dem stets mit einem gewissen ängstlichen Respekt beachteten Bruder Professor, fast väterlich betreut, und in seiner eigenen abseitigen Lebensart wohl manchmal ein Sorgenkind. Aber auch aus der weiteren Familie nahmen sich ältere Glieder, so der Säckelmeister Hirzel, seiner gelegentlich an, wenn man glaubte, ihm auf seinem Wege beistehen oder ihm auf einen anderen Weg helfen zu sollen. Caspar Hirzel studierte Theologie, mußte aber wohl seiner schwachen Gesundheit wegen auf die Ausübung des Predigerberufs frühzeitig verzichten. Er beschäftigte sich dann viel mit der französischen Sprache, später auch mit der Astronomie, und wurde so zum Verfasser von seinerzeit viel gelesenen und verwendeten Büchern, wie einer französischen Grammatik, die noch bis 1860 in vielen Auflagen im Lande verbreitet war, und ebenso einer volkstümlichen